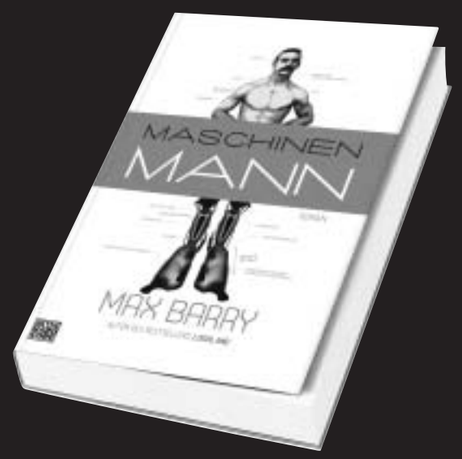
PERLEN VOR DIE SÄUE

ZU GUT FÜR DIESE WELT?
BÜCHER, DIE ES (NOCH) ZU ENTDECKEN GILT



352 Seiten, Klappenbroschur

€ 14,99 [D] / € 15,50 [A] / CHF 21,90 (UVP)

ISBN 978-3-453-26797-8

Aus dem Englischen von Friedrich Mader

351 / 89917

Impressum: Wilhelm Heyne Verlag in der Verlagsgruppe Randomhouse GmbH, Bayerstr. 71-73, 80335 München
Tel.: 089-4136-0 · E-Mail: info@heyne-hardcore.de · Mitarbeiter: Udo Brenner, Andreas Henze, Claudia Kraus, Kristof Kurz, Tim Müller, Kirsten Naegele, Markus Naegele, Oskar Rauch, Markus Röleke

CORE

HEYNE HARD CORE MAGAZIN

Nummer 3

10 Fragen an
Donald Ray Pollock

Wer zur Hölle ist
Max Wilde?

Das Gebot der Rache
John Niven

Nagel über
Slime

Zeitreisen mit
Laura Gustafsson

Überleben auf Partys mit
Oliver Uschmann

Die dritte Runde! Wer hätte das gedacht? Man kennt das ja. Anfangseuphorie. Alle sind motiviert. Schulterklopfen. Tolle Sache. Dann folgt der Alltag. Deadlines. Andere Sorgen. Urlaube. E-Mails bleiben unbeantwortet. Und siehe da. CORE, die dritte ist geboren. So prall, so vielfältig, so eigen wie noch nie. Der Zirkel wächst, neue Helfer und Unterstützer stoßen beständig dazu. Das macht Mut weiterzumachen, nicht nachzulassen. Von alleine geht heutzutage ja bekanntlich kaum noch etwas, man muss sich schon etwas einfallen lassen. Und das CORE-Magazin ist unser Versuch, den Heyne-Hardcore-Büchern ein Forum zu bieten. Zu zeigen, was für eine Bandbreite sich mittlerweile im Hardcore-Kosmos so tummelt, vom Hintergrundbericht über den mexikanischen Drogenkrieg bis zu den Hurengeschichten einer Laura Gustafsson, von John Nivens *Gebot der Rache* bis Kevin Smiths grotesken Hollywood-Erfahrungen. Jedes Buch hat seine Berechtigung, jedes Buch verdient Beachtung, jedes Buch könnten wir uns als spannende Story im Feuilleton des *Spiegel*, der *FAS*, des *SZ-Magazins* oder sonstwo vorstellen. Es wird ja viel geklagt über die austauschbare Massenproduktion der großen Verlage, bei Heyne Hardcore versuchen wir das zu vermeiden – und trotzdem wächst das Programm. Warum? Weil es einfach ganz viele großartige, spannende Bücher gibt, die es zu entdecken gilt. Vielleicht treffen sie nicht immer auf Anhieb den Massengeschmack, aber sie finden ihre Leser. Früher oder später. Davon sind wir überzeugt. In Zeiten der Mitte tummeln sich an den Rändern immer mehr Leser, die das Besondere suchen, die Ecken und Kanten wollen. Und die wird es bei Heyne Hardcore immer geben. 2013 kann kommen, mit uns wird zu rechnen sein.

Markus Naegele / Programmleiter

EDITORIAL

HEYNE HARDCORE

302 Seiten, Broschur
€ 9,99 [D] / € 10,30 [A] / CHF 14,90 (UVP)
ISBN 978-3-453-43692-3
Aus dem Amerikanischen von Peter Torberg / **September 2013**

© Patsy Pollock

Mit *Das Handwerk des Teufels* **hat Donald Ray Pollock einen im wahrsten Sinne des Wortes teuflisch guten Roman vorgelegt, der das Zeug zum Klassiker hat. Die KrimiZeit-Kritiker wählten ihn auf Platz 1 ihrer Bestenliste, es wäre nicht überraschend, wenn er demnächst auch noch den Deutschen Krimi Preis bekäme. Die düsteren Geschehnisse rund um Knockemstiff, den Ort seiner Jugend, sind eine Tour de Force, die selbst abgezockten Thrillerfans einen Adrenalinkick besorgen. Am Tag, bevor er nach Paris fliegt, um den bedeutendsten französischen Krimipreis, den Grand prix de littérature policière 2012, entgegenzunehmen, beantwortet er noch unseren CORE-Fragebogen.**

10 FRAGEN AN DONALD RAY POLLOCK

Wie sind Sie aufgewachsen?

Ich wuchs in Knockemstiff auf, einer kleinen Gemeinde im südlichen Ohio mit 450 bis 500 Einwohnern. Das war in den Fünfziger- und Sechzigerjahren. Mein Vater war bei der Gewerkschaft, deshalb ging es uns noch recht gut, aber die meisten Leute in der Gegend kamen mehr schlecht als recht über die Runden. Mit siebzehn verließ ich die Highschool, um in einem Schlachthof zu arbeiten.

Gibt es eine Person, die Ihr Leben entscheidend geprägt hat?

Ja, meine Frau Patsy. Aus irgendeinem merkwürdigen Grund hat sie immer an mich geglaubt.

Welcher Ort auf der Welt fasziniert Sie am meisten?

Ich bin kein großer Traveller oder Abenteurer, aber die frühen Polarexpeditionen haben mich immer fasziniert, insofern würde ich den Nord- und Südpol nennen.

Wovor haben Sie Angst?

Ich habe Höhenangst, ich könnte kein Bergsteiger sein. Vor tiefen Gewässern habe ich ebenfalls größten Respekt. Und zu viel Technologie ist das Dritte, vor dem ich mich fürchte.

Was macht Sie glücklich?

Eine ganze Menge: mein Hund, gute Bücher und die Zeit, sie zu lesen. Meine Frau glücklich zu machen. Kaffee und Zigaretten. Gartenarbeit. Und noch vieles mehr.

Können Sie sich einen Tag ohne Musik vorstellen?

Ich liebe Musik, aber ich kann auch probemlos ein oder zwei Tage ohne sie auskommen.

Welche Rolle in einem Kinofilm hätten Sie gerne gespielt?

Verdammt, das ist eine schwierige Frage. Vielleicht Al Swearengen in der HBO-Serie *Deadwood*?

Wenn Sie nur noch $10,– übrig hätten, wofür würden Sie sie ausgeben?

Ich fürchte, ich würde sie für Zigaretten ausgeben. Ich habe im Lauf der Zeit viele schlechte Angewohnheiten aufgegeben, aber das Rauchen habe ich mir noch nicht abgewöhnen können.

Gibt es Himmel und Hölle?

Keine Ahnung, ob es ein Leben nach dem Tod gibt, ich glaube eher nicht daran. Trotzdem habe ich – wie viele Menschen – das Gefühl, dass es tagtäglich so etwas wie Himmel und Hölle auf Erden gibt, die sich bekämpfen, auch in jedem von uns selbst findet dieser Kampf statt.

Was ist wichtig im Leben?

Wenn ich mich für etwas entscheiden müsste, dann wäre es Gelassenheit.

www.donaldraypollock.com

WER ZUR HÖLLE IST MAX WILDE?

von Roger Smith

Vor Jahren erzählte der große amerikanische Krimiautor Donald E. Westlake in einem Interview, wie er seine genialen Parker-Romane unter dem Pseudonym Richard Stark verfasste. Er sagte, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzte, um als Stark zu schreiben, fühlte er sich anders. Dachte anders. Schrieb anders.

Dieser Gedanke faszinierte mich, und als ich letztes Jahr eine erste vage Idee für den Horrorroman hatte, der später *Schwarzes Blut* werden sollte, da wusste ich, dass ich dieses Buch niemals als Roger Smith würde schreiben können. Ich musste einen anderen Teil von mir erkunden, musste Erinnerungen, Einflüsse und Leidenschaften hervorholen, die ganz anders waren als jene, die die Grundlage für meine Südafrika-Thriller bildeten.

So kam es, dass eines Tages Max Wilde hereinspazierte, sich an meinen Computer setzte und anfing zu schreiben. Er verschwand, bevor es dunkel wurde, doch am darauffolgenden Tag kehrte er zurück und am Tag danach erneut. Monatelang kauerte er über meinem Laptop und hackte wie besessen in die Tastatur. Dann war er plötzlich weg und ließ nichts zurück außer einer Datei auf meiner Festplatte. Als ich las, was er geschrieben hatte, war ich erstaunt, welche Erinnerungen der Typ angezapft hatte.

Ich bin in Südafrika während der Apartheid aufgewachsen, in den späten Sechzigern und Siebzigern. Es war eine dunkle und bedrückende Zeit. Das Land wurde von einer calvinistischen weißen Diktatur geführt, deren kranke rassistische Politik einherging mit erdrückendem Puritanismus und sexuellen Repressionen. Die Zensur war drakonisch, besonders wenn es um Sex ging. Man konnte nicht einfach D.H. Lawrence lesen oder William Burroughs oder Nabokovs *Lolita*. Sexszenen in Hollywoodfilmen wurden ohne Rücksicht auf den Handlungsverlauf geschnitten.

Gewalt hingegen war in Ordnung. Schließlich gehörte sie zum Gründungsmythos des Staates Südafrika. Für Romane, Comics und Filme aus dem Horrorgenre interessierte sich die Zensur nicht.

Und so las ich als Kind die amerikanischen Heftchencomics *Creepy* und *Eerie*, diese schwarz-weißen, wunderschön gezeichneten und sehr schrecklichen Erzählungen, in denen jemand etwas unsagbar Böses tat und – meistens zumindest – damit davonkam. Oh, ich liebte diese Geschichten.

Mein Cousin arbeitete nach der Schule bei einem Filmverleih. (Wir reden hier von 16mm-Filmen. Das war lange vor der Ära der Videokassetten, von DVDs und Internetfernsehen ganz zu schweigen.) Abends kam er bei mir vorbei und brachte einen Projektor und kistenweise Filmrollen mit. Beide waren wir Horrorfans. Wir klauten heimlich ein paar Bier und sahen uns Filme an wie *The Texas Chainsaw Massacre* (das Original), ein denkwürdiges Double-Feature aus *I Drink Your Blood* und *I Eat Your Skin,* und viele andere vergessene B-Movie-Meisterwerke. Reißerische Geschichten von fleischfressenden Mutanten und grausamen Serienkillern, die sich durch die Nebenstraßen Amerikas schlitzten.

Das Geschehen auf der Leinwand unterschied sich nicht großartig von dem, was es in der Zeitung zu lesen gab. In den USA waren nach dem Ende von »Flower-Power« dunkle Zeiten angebrochen, mit der Manson-Bande und dem Mord an Sharon Tate. Mit Ted Bundy, der eine Spur von toten Frauen in sieben Bundesstaaten hinterließ. Mit dem Zodiac-Killer. Dem »Killer-Clown« John Wayne Gacy, der kleine Jungs umbrachte und sie in seinem Keller verscharrte. Und dazu der Soundtrack von Jim Morrison, der leise und bedrohlich von einem »Killer on the Road« sang ...

Ich war überrascht, als mir klar wurde, dass ich – dieses andere Ich, der Doppelgänger Max Wilde – einen Horrorroman geschrieben hatte; doch die Geschichte, die Wilde erzählte, leuchtete mir ein. *Schwarzes Blut* spielt in einer Stadt ohne Namen, in einem Staat ohne Namen, in einem Land ohne Namen, aber es handelt sich eindeutig um eine imaginäre Version Amerikas. Jenes Amerika, das den modernen Horror erfand und ihn in der Welt verbreitete. Und obwohl *Schwarzes Blut* in der Gegenwart spielt, ist es ein Produkt jener finsteren Kreaturen, die im flackernden Licht eines 16mm-Filmprojektors tanzen, und jener wunderbar haarsträubenden Geschichten, die durch die Tinte dieser alten Comics zum Leben erwachten.

Und Max Wilde? Ich habe Max seit ein paar Monaten nicht gesehen. Aber ich spüre seine Anwesenheit. Irgendetwas lauert im Schatten. Ich glaube, er kommt zurück ...

Aus dem Englischen von Oskar Rauch

320 Seiten, Broschur
€ 8,99 [D] / € 9,30 [A] / CHF 13,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-67643-5
Aus dem Englischen von Kristof Kurz / **August 2013**

© Jim Marshall

Sänger, Gitarrist und Songwriter, aber vor allem auch ein Charakterkopf und eine einzigartige Szenefigur – Das Folk- und Blues-Revival der 1960er-Jahre wäre ohne Dave Van Ronk sicherlich anders verlaufen. Zumindest bestätigen die Kollegen von Bob Dylan bis Tom Waits: Er war wirklich *Der König von Greenwich Village*. Kein Wunder, dass die Coen-Brothers sich an die Verfilmung der Autobiografie gemacht haben.

ELIJAH WALD – AUF DER COUCH MIT DAVE VAN RONK

Als ich zum ersten Mal ehrfürchtig Van Ronks Wohnung betrat, staunte ich nicht schlecht. Sie war ganz anders als in meiner Vorstellung. Und statt eines rauen Bluesman saß ein hochgewachsener Gentleman mit leiser Stimme und Nickelbrille in der Ecke einer riesigen Couch. Der Raum wurde von einem modernistischen Gemälde, das ein Spülbecken darstellte, einer großen Vogelskulptur aus Neuguinea und einer altertümlichen goldenen Uhr in einem Glaskasten beherrscht. Vor den von jahrelangem Zigarren- und Pfeifenrauch gelben Fenstern leuchtete ein Globus.

Die Couch ist inzwischen durch eine neue, aber ebenso große ersetzt worden. Andrea Vuocolo, die in den Achtzigern einzog und Van Ronk ein paar Jahre später heiratete, stellte eine große Konzertharfe in die Ecke und bestand darauf, dass die Fenster und der Rest der Wohnung endlich mal geputzt wurden. Statt Whiskey gibt es jetzt Wein, und alle gehen ein bisschen früher ins Bett.

»Ich bin ein vorsichtiger Gitarrist«, sagt Van Ronk. »Alles ist genau geplant – da orientiere ich mich an meinem großen Vorbild Duke Ellington, der immer auf Intonation, Timbre, Dynamik, Klangfarbe und solche Sachen achtete. Es gibt wahrscheinlich hundertfünfzig Gitarristen, die mein Arrangement von *Maple Leaf Rag* besser spielen können als ich. Sie würden mich sogar in Grund und Boden spielen. Aber darum geht's nicht. Für mich war das Arrangement eher ein Forschungsprojekt, bei dem ich viel über Instrumentalbegleitung gelernt habe. Ich bin in erster Linie Sänger, und alles, was ich an der Gitarre kann, dient nur dazu, mich selbst möglichst perfekt zu begleiten.«

In unseren tristen Zeiten wird Originalität viel zu hoch geschätzt, und Folkmusik-Fans nehmen es den Musikern übel, wenn sie traditionelle Songs »covern«. Da ist es eine Seltenheit, wenn jemand so freigiebig Lob verteilt. »Was für ein Blödsinn«, sagt Van Ronk. »In diesem Geschäft lebt jeder vom anderen. Ich kenne viele Leute, die ähnlich denken wie ich. Mir gefallen viele Sachen, die anderen nicht gefallen, und ich lasse mich von Quellen inspirieren, die anderen gar nicht auffallen. Und warum? Weil die meisten Leute nicht richtig zuhören. Und da wären wir wieder beim Thema: Die Leute kapieren gar nicht, dass sie überhaupt etwas hören.

Bei mir läuft keine Musik im Hintergrund. Von tausend Stunden verbringe ich vielleicht nur eine mit Musikhören, weil ich nur Platten auflege, wenn ich sie mir auch anhören will. Ich finde, dass man Musik so hören sollte, wie man auch ein Buch liest oder Sex hat. Alles, was dir von Händen kommt zu tun, das tue frisch! Das gilt auch fürs Zuhören.«

Dass Van Ronk so viel Wert aufs Zuhören legt, liegt daran, dass ihm sein erster Gitarrenlehrer Jack Norton schon früh an vielen langen Samstagnachmittagen den Jazz beibrachte. »Jack oder ›der alte Mann‹, wie wir ihn nannten, hielt in seinem Apartment in Queens Hof«, erinnert sich Van Ronk voll Sentimentalität.

»Der alte Mann legte Platten auf, und wir mussten die Sidemen raten. So brachte er uns spielerisch das Zuhören bei. Man musste sich stärker und länger konzentrieren, als es normale Menschen tun. Aber wir waren ja auch keine normalen Menschen, wir waren Musiker. Als Musiker kann man nicht einfach so zuhören wie alle anderen auch. Wenn Jack mich nicht ausgebildet und ich nicht so viel Zeit mit anderen Möchtegern-Jazzmusikern verbracht hätte, wäre ich nicht da, wo ich heute bin.«

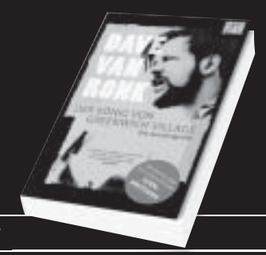
Das ist sein voller Ernst. Wenn es um musikalisches Können geht, fühlt er sich unter den vielen dilettantischen Folkmusikern oft wie Gulliver in Lilliput. Er hat die Zeit im Land der Riesen nicht vergessen, als er bei vielen Jam-Sessions Rhythmusgitarre neben solchen Größen wie Coleman Hawkins oder Johnny Hodges spielte. Wenn man ihn fragt, was sie von seinen Fertigkeiten hielten, lächelt er gequält: »Sie waren immer sehr höflich.«

Der Jazz war eine Offenbarung für Van Ronk. Seine andere Leidenschaft ist die Literatur, ganz besonders die Lyrik. Genau wie er Woody Guthries Phrasierung mit einem durch Coleman Hawkins geschulten Ohr interpretiert, misst er auch alte Blues-Songtexte an den Ansprüchen, die ihm die Lektüre von Shakespeare oder Walt Whitman vermittelt hat. Natürlich behaupten viele Folksänger, von Jazz und Lyrik beeinflusst zu sein, aber das ist meistens nur leeres Gerede. Van Ronk dagegen besitzt fundierte Kenntnisse auf beiden Gebieten, doch er nutzt sie nicht für billige Effekthascherei. Seine Songs werden dadurch nicht aufgeblasener, sondern erhalten eine minimalistische Größe.

»Zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig habe ich mehrere Bücher voller wunderschöner Gedichte geschrieben. Doch dann kam ich zu der Erkenntnis, dass man durch ein Gedicht nichts ausdrücken sollte, was man nicht auch in Prosa schreiben kann. Die Lyrik muss, genau wie alles andere, was die Menschen so von sich geben, sinnvoll sein. Damit fällt zwar ziemlich viel Zeug durchs Raster, was allgemein als große Poesie angesehen wird, aber Bullshit ist einfach Bullshit. Das hat mich ausgerechnet Ezra Pound gelehrt, der immer der Meinung war, dass Lyrik konkret und sinnhaft sein muss. Unverständliche Gedichte will niemand lesen, und wenn sie niemand liest, braucht man sie gar nicht erst schreiben.«

Ein guter Schlusssatz. Zeit für eine weitere Flasche Wein. Van Ronk sitzt auf dem Sofa, deutet auf die Stereoanlage, und ich lege die erste Platte auf.

Zuerst erschienen in SingOut, *1996*
Aus dem Amerikanischen von Kristof Kurz



368 Seiten, Broschur
€ 9,99 [D] / € 10,30 [A] / CHF 14,90 (UVP)
ISBN 978-3-453-67638-1
Aus dem Amerikanischen von Jörn Ingwersen / **Mai 2013**

www.davevanronk.net

HEYNE HARDCORE *Klassiker*

Hunter S. Thompson – Hell's Angels

»Wir sind die Einprozenter, Mann: Das eine Prozent, das nicht dazugehört und dem das scheißegal ist. Also erzähl mir nichts von deinen Arztrechnungen und Haftbefehlen wegen Verkehrsvergehen – schnapp dir deine Frau, deinen Bock und dein Banjo und dann ab dafür...«

Für die einen sind es nur ein paar alte Männer, die in Ruhe Motorrad fahren wollen; für die restliche Welt: ein Teil des personifizierten Bösen oder die modernen Nachkommen von Dschingis Khans wilder Horde. Doch auch die Hells Angels haben mal klein angefangen, im Kalifornien der 1960er Jahre, als das konservative Weltbild in der Gesellschaft noch vorherrschend war.

Hunter S. Thompson (1937-2005) ist es zu verdanken, dass die Leser auch 50 Jahre später mit den Hells Angels auf einer popkulturellen Welle reiten dürfen, die die Biker selbst so nie erschaffen wollten. Ein Jahr verbrachte er mit ihnen, begleitete sie zu den berüchtigten Runs, feierte wilde Partys und gönnte sich den einen oder anderen Exzess mit ihnen. Die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* schrieb mal über ihn, dass er unter den Schriftstellern der beste Journalist sei und umgekehrt.

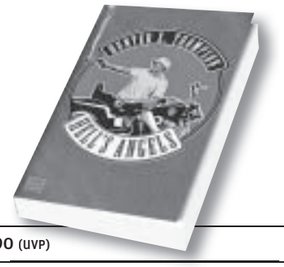
Getreu dem Gonzo-Motto »Buy the ticket – take the ride« lernt der Leser einige nette und einige nicht so nette Charaktere der Angels kennen. Doch auch die Gegenseite kommt ausführlich zu Wort: Cops, Presse und der bucklige Rest, wobei den Bikern vonseiten der Cops das meiste Verständnis entgegenschlägt – was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass Cops eine Vorliebe für Hierarchien, Esprit de Corps und traditionelle, archaische Werte haben, die in einer schmutzigen Form auch von den Hells Angels verkörpert werden.

Auf dem Höhepunkt des Hypes gehen die Angels bei den Ikonen der Sechziger – wie Ken Kesey oder Alan Ginsberg – ein und aus, meist bis an die Schädeldecke getuned mit LSD oder anderen Drogen. Sie haben aber auch Kontakt zu den Beatniks in Berkeley und erkennen sogar einige Gemeinsamkeiten mit der intellektuellen Avantgarde der Studenten. Was sie natürlich nicht davon abhält, später eine Anti-Vietnam-Demo in Berkeley zu überfallen, und dass dieser Angriff sie Sympathien kostet, ist ihnen erst recht egal.

Bald danach geht es zwischen den Hells Angels und Thompson zu Ende; immer die gleichen Gesprächsthemen – Motorräder, Schlägereien, Zechereien und Drogentrips –, da ist selbst für Thompson bald der Lack ab, wobei er die Angels bei seinem Blick hinter die Kulissen nie glorifiziert. Geblieben ist ein Klassiker der modernen Literatur, der eine wilde Zeit unnachahmlich portraitiert.

»... Wir haben uns aus Hunderten von Schlägereien rausgehauen, mit unseren Stiefeln und unseren Fäusten, und wir sind immer noch am Leben. Wir sind die Könige der Biker-Outlaws, Baby.« – Ein Hell's Angel,
Worte für die Ewigkeit (S.12)

Björn Hauke



448 Seiten, Broschur
€ 9,99 [D] / € 10,30 [A] / CHF 14,90 (UVP)
ISBN 978-3-453-67604-6
Aus dem Amerikanischen von Jochen Schwarzer

www.gonzo.org

NAGEL über SLIME

© Andreas Hornoff

»DER SPIEGEL« DER PROVINZPUNKS

Seit über dreißig Jahren mischt die Hamburger Punkband Slime nun schon Kleinbürger, Faschisten und »Bullenschweine« auf. Alle Geschichten und Anekdoten rund um die deutsche Musikszene, den Kampf gegen das System und den Ärger mit der Zensur finden sich in *Deutschland muss sterben* **von Daniel Ryser – der offiziellen, ungeschönten Biografie der legendären Band.**

Nagel hat sie bereits gelesen. Er kennt sich mit Büchern aus, und mit Punkrock sowieso. Von 1993 bis 2006 war er Sänger, Texter und Gitarrist der deutschsprachigen Punkband Muff Potter, derzeit tourt er mit seinem neuen Bandprojekt NAGEL. Außerdem ist er Autor des Romans *Was kostet die Welt?*, **dessen Protagonist Meise mit dem Leben nicht zurechtkommt und beschließt, sich aufzumachen, um sein Erbe in der westdeutschen Provinz auf den Kopf zu hauen. Fear and loathing im Moseltal!**

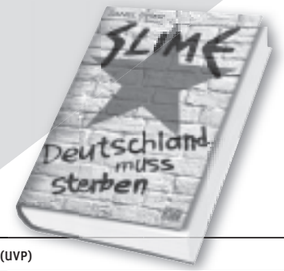
Ich bin Ende der Achtziger wie viele andere Kleinstadtkiddies über den Umweg Metal zu Punkrock und Hardcore gekommen. Slime war gleich eine meiner Lieblingsbands. Ich hatte das klassische »Here's a chord, here's another chord and here's another chord – now form a band!«-Erlebnis, als ich herausfand, dass ich den Basslauf von »Bullenschweine« auf der Akustikgitarre spielen konnte.

Kurz darauf schloss ich mich der lokalen Deutschpunkband an, wenige Jahre später gründete ich Muff Potter.

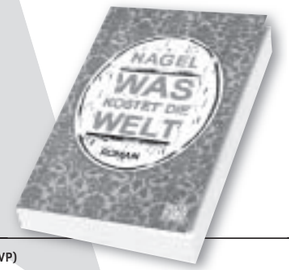
Die Slime-Reunion in den Neunzigern war ein ziemliches Ereignis für mich, wahrscheinlich auch für die deutschsprachige Punkszene insgesamt. *Viva la Muerte* fand ich gut, *Schweineherbst* war dann aber eine wirklich wichtige Platte, musikalisch wie textlich. Für mich bis heute das beste Slime-Album, ein nicht mehr ganz so plakativer, aber dennoch unmissverständlicher und wütender Kommentar zur damaligen Lage der Nation.

Wenn man Chuck D's Analogie, Public Enemy seien »das CNN des schwarzen Mannes«, so weiterführen möchte, könnte man sagen, dass Slime *Der Spiegel* (und manchmal auch die *Radikal*) für uns Provinzpunks war.

Dass ich der Band und ihren einzelnen Mitgliedern bei der Lektüre von Daniel Rysers Buch so nahe kommen würde, hatte ich nicht erwartet. Dass der Autor dabei dennoch eine angenehme Distanz hält, macht *Deutschland muss sterben* für mich so lesenswert.



272 Seiten, Hardcover
€ 19,99 [D] / € 20,60 [A] / CHF 28,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-67653-4
März 2013



320 Seiten, Broschur
€ 8,99 [D] / € 9,30 [A] / CHF 13,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-67619-0
Bereits erschienen

www.slime.de

www.nagel2000.de

Laura Gustafsson ist eine Autorin, die herausfordert. Ihr Debütroman – eine Mischung aus Literatur, Pornografie und Feminismus – ist mal explosiv und unberechenbar, dann wieder lustig, dann auf einmal sehr, sehr ernst. Ein litararisches *Kill Bill*, sagt die Presse, und das trifft es genau. Der Leser wird berührt, schockiert, amüsiert. Und das alles gleichzeitig. Was will man mehr?

© Ella Akholm

LAURA GUSTAFSSON
ZEITREISEN UND DIE MYTHOLOGIEN DER ANTIKE

In der westlichen Welt pflegt man die Zeit als lineares Kontinuum zu sehen. Die Vergangenheit betrachtet man rückwärtsgewandt, man nennt sie Geschichte. In die Zukunft schaut man vorwärts. Über sie kann man Prophezeiungen machen.

Mein eigener Zeitbegriff ist schichthaft: Ich fasse die Geschichte als Stücke auf, die sich übereinandergelegt haben. Vielleicht könnte man auch von Folien sprechen. Wir können tieferliegende Folien betrachten, doch wir sehen sie immer durch die Folien hindurch, die sich über sie gelegt haben.

Ein Stilmittel, das ich liebe, ist der Anachronismus, also die Platzierung irgendeines Gegenstands oder Sachverhalts in die falsche Zeit. Dies gilt insbesondere in der historischen Fiktion als Fehler, was an sich komisch ist, denn Fiktion ist ja in jedem Fall erlogen. Die Verwendung von Anachronismen kann Dinge hervorheben, die man sonst nicht bemerken würde. Wenn man ein Phänomen der Gegenwart in einen historischen oder mythischen Kontext überführt, kann das dazu beitragen, dass man es deutlicher sieht. Ich selbst habe zahlreiche mythische Personen verwendet, die ich mit alltäglichen Selbstverständlichkeiten wie Antifaltencremes, Reality-TV und Boulevardzeitungen kollidieren lasse.

Eine der Hauptfiguren meines Buchs ist Aphrodite. Die Göttin der Liebe und des Sex aus der griechischen Mythologie ist eine Gestalt, auf der sich besonders viele kulturelle Schichten abgelagert haben. Von ihr gibt es zahlreiche Repräsentationen, von der antiken Bildhauerkunst über Botticellis Venus bis hin zu der in pinkrosa Unterwäsche gekleideten Aphrodite der Kriegerprinzessin Xena. Aus irgendeinem Grund erscheint Aphrodite immer als Blondine. Wäre sie wirklich griechischer Herkunft, dann wäre die helle Haarfarbe ausgesprochen unwahrscheinlich.

Aphrodites Blondheit ist ein Anachronismus (ebenso wie die Vorstellung von einem blonden Jesus). Diese Vorstellung hat einen unangenehm rassistischen Hintergrund, der damit zu tun hat, dass Helles für schöner gehalten wurde als Dunkles.

All dessen war ich mir bewusst, und doch habe auch ich aus meiner Aphrodite eine Blondine gemacht. Für mich ist Aphrodite dasselbe wie die durch *Baywatch* bekannt gewordene Pop-Ikone Pamela Anderson. Pamelas Männergeschichten und kurze Ehen, ihre Kinderliebe, ihre Schönheit und Sexualität könnten geradewegs aus Aphrodites mythischem Leben stammen. Und schließlich ist auch Pamelas Leben mythisch. Das Leben aller Hollywood-Stars ist mythisch. Wir kennen sie nicht persönlich, wir kennen nur die Geschichten, die über sie erzählt werden. Und von denen gibt es ziemlich viele. Die Vorstellung von der Beziehung zwischen Courtney Love und Kurt Cobain oder das Wissen um Paris Hiltons Gefängnisstrafe gehört, wenn nicht zur Allgemeinbildung, so doch zu unserem Weltbild. Früher wurden Glaubensvorstellungen durch Rituale verbreitet. Heute gibt es das Internet.

Ich betrachte die Personen der Mythologien als Gestalten, die existieren, seit sie erfunden wurden. Sie sind nicht in der Antike, dem Mittelalter oder den 1950-er Jahren stecken geblieben. Sie können ihre Moralvorstellungen überdenken und sich modern kleiden. Um sie herum haben sich neue Bedeutungen und neue Geschichten gesammelt. Deshalb halte ich es nicht für nötig, den ursprünglichen Mythen treu zu sein, die zudem auch untereinander widersprüchlich sind. Aus der Biografie der Aphrodite habe ich die Teile gewählt, die mir passten. Den Rest habe ich selbst erfunden.

Es gibt einen überraschenden gemeinsamen Faktor bei diesen kulturellen Erzählkomplexen. In beiden finden sich viele interessante und aktive Frauengestalten. Mag sein, dass die Frauen in beiden Kontexten nicht besonders feministisch handeln. Aber gerade deshalb kann man sie ja in neue und bessere Geschichten versetzen. Man kann sie in Abenteuer verwickeln, in denen sie die Berechtigung ihrer früheren Taten infrage stellen müssen, oder ihnen Gelegenheit geben, ihre Motive darzulegen. In der Mythologie sind die Taten der Frauen ja häufig auf ihren niederträchtigen Charakter zurückzuführen: Bisweilen inszenieren sie ein Drama aus purer Boshaftigkeit oder Gier. Freilich sind auch die Männergestalten kaum psychologischer motiviert. Was soll man z. B. von Odysseus halten, der sich praktisch jahrzehntelang in der Welt herumtrieb, ohne einheitlichen roten Faden?

Abschließend möchte ich noch Aristoteles erwähnen, der in *Die Hure* ein bitteres Schicksal erlebt. Aristoteles' *Poetik* ist immer noch ein zentrales Lehrwerk für das Drama. Er betont darin die Geschlossenheit der Geschichte und behauptet, jedes Element, das nicht dem Fortschreiten der Handlung dient, sei überflüssig. An eine solche Überflüssigkeit glaube ich nicht. Anstelle eines aristotelischen Dramas möchte ich vielleicht literarische Montagen schreiben. Zur Idee der Montage gehört, dass die Aufnahmen nicht miteinander verknüpft zu sein brauchen; die Verbindung entsteht im Kopf des Rezipienten. In der Literatur könnte die Montage meiner Meinung nach eine Alternative zur linearen Handlungserzählung sein.

Eine Alternative erscheint schon deshalb notwendig, weil es langweilig ist, wenn man ein ganzes Kunstwerk zu einem Referat der Handlung komprimieren kann. Ich will die Leser nicht langweilen, das verstieße gegen meine Ethik. Aber herausfordern möchte ich sie schon. Literatur muss mehr sein als die Handlung irgendeiner erfundenen Geschichte. Der Leser muss lernen, mehr zu fordern und entgegenzunehmen.

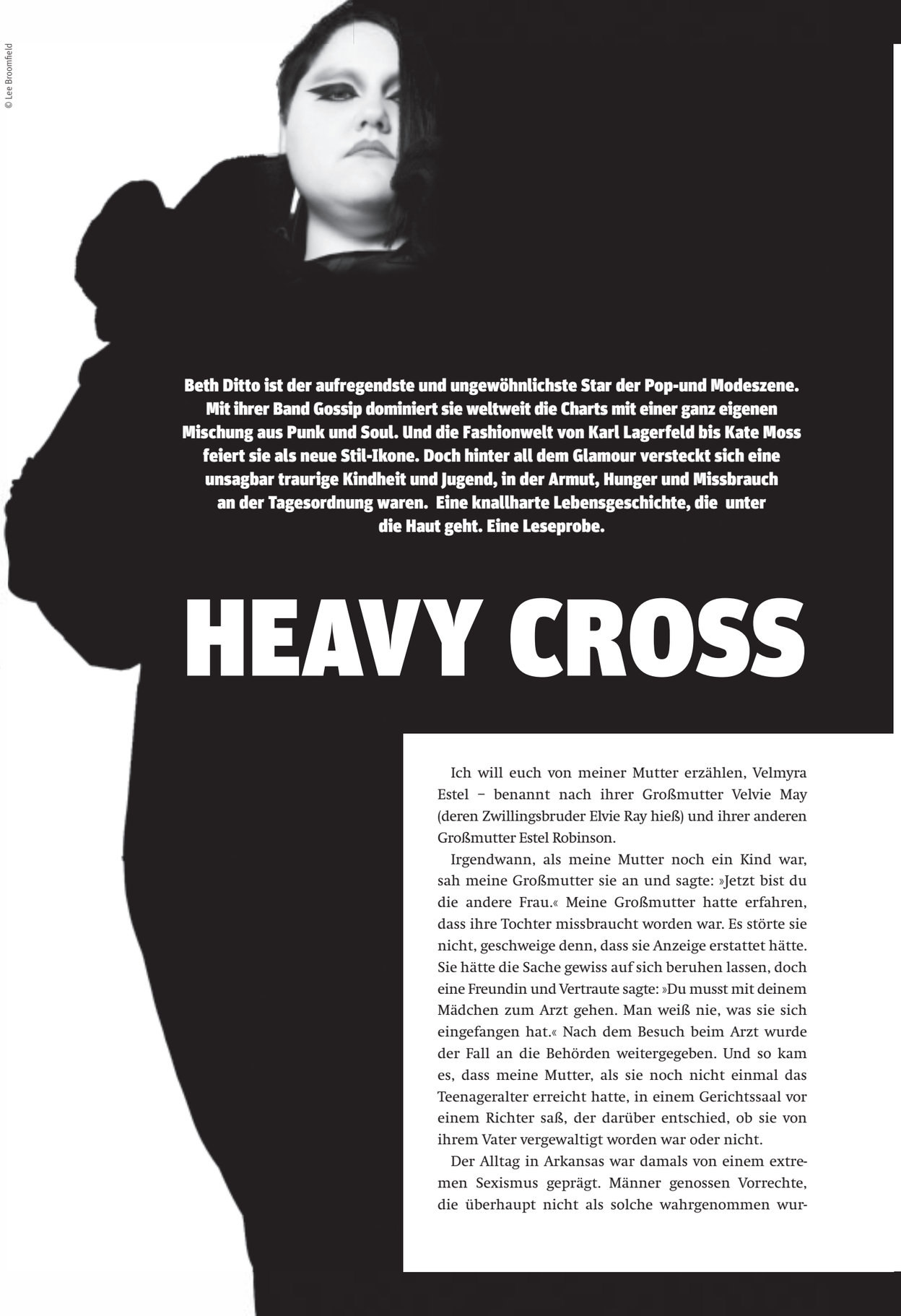
Aus dem Finnischen von Gabriele Schrey-Vasara

320 Seiten, Klappenbroschur

€ 14,99 [D] / € 15,50 [A] / CHF 21,90 (UVP)

ISBN 978-3-453-26861-6

Aus dem Finnischen von Gabriele Schrey-Vasara
Mai 2013



© Lee Broomfield

Beth Ditto ist der aufregendste und ungewöhnlichste Star der Pop-und Modeszene. Mit ihrer Band Gossip dominiert sie weltweit die Charts mit einer ganz eigenen Mischung aus Punk und Soul. Und die Fashionwelt von Karl Lagerfeld bis Kate Moss feiert sie als neue Stil-Ikone. Doch hinter all dem Glamour versteckt sich eine unsagbar traurige Kindheit und Jugend, in der Armut, Hunger und Missbrauch an der Tagesordnung waren. Eine knallharte Lebensgeschichte, die unter die Haut geht. Eine Leseprobe.

HEAVY CROSS

Ich will euch von meiner Mutter erzählen, Velmyra Estel – benannt nach ihrer Großmutter Velvie May (deren Zwillingsbruder Elvie Ray hieß) und ihrer anderen Großmutter Estel Robinson.

Irgendwann, als meine Mutter noch ein Kind war, sah meine Großmutter sie an und sagte: »Jetzt bist du die andere Frau.« Meine Großmutter hatte erfahren, dass ihre Tochter missbraucht worden war. Es störte sie nicht, geschweige denn, dass sie Anzeige erstattet hätte. Sie hätte die Sache gewiss auf sich beruhen lassen, doch eine Freundin und Vertraute sagte: »Du musst mit deinem Mädchen zum Arzt gehen. Man weiß nie, was sie sich eingefangen hat.« Nach dem Besuch beim Arzt wurde der Fall an die Behörden weitergegeben. Und so kam es, dass meine Mutter, als sie noch nicht einmal das Teenageralter erreicht hatte, in einem Gerichtssaal vor einem Richter saß, der darüber entschied, ob sie von ihrem Vater vergewaltigt worden war oder nicht.

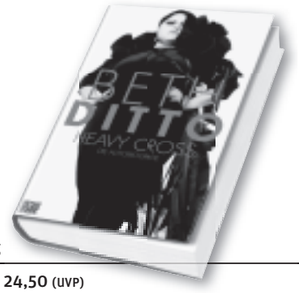
Der Alltag in Arkansas war damals von einem extremen Sexismus geprägt. Männer genossen Vorrechte, die überhaupt nicht als solche wahrgenommen wurden, denn so war das nun mal, so war es immer gewesen, und so würde es auch immer bleiben. Die Herrschaft des weißen Mannes durfte nicht infrage gestellt werden, schon gar nicht von einer Zwölfjährigen, die Lügenmärchen über ihren eigenen Vater verbreitete. In einer Gegend, in der so viele Männer Missbrauch trieben, war das gesamte System darauf ausgerichtet, einen solchen Umstand zu leugnen, für normal zu erklären, unstrafbar zu machen.

Das Gerichtsverfahren begann, als meine Mutter zwölfeinhalb war, und zog sich über drei Jahre hin, bis sie fünfzehneinhalb Jahre alt war. Der Prozess war Stadtgespräch, und kaum jemand stand auf der Seite meiner Mutter. In der Schule war es unerträglich für sie. In einem Artikel bezeichnete die Lokalzeitung fälschlicherweise den Bruder meiner Mutter als Angeklagten. Überall waren Gerüchte im Umlauf, denen man nicht aus dem Weg gehen konnte.

Menschen traten vor Gericht, um gegen meine Mutter auszusagen. Meine Großmutter nahm ihre Tochter und ihren kleinen Sohn, meinen Onkel, und floh mit ihnen zu Tante Jannie. In der Nacht vor der Anhörung schlich sie sich jedoch davon und traf sich mit dem Angeklagten, ihrem Ehemann, in einem Hotelzimmer. Seine Anwälte hatten sich draußen auf der Straße versteckt, fotografierten sie beim Betreten und Verlassen des Hotels und legten dem Richter die Abzüge vor. »Euer Ehren, hier ist ein Foto, das die Frau des Beschuldigten zeigt, die Mutter des Mädchens, wie sie heute Morgen gemeinsam mit dem Angeklagten ein Hotel verlässt! Weshalb sollte sie zu ihm halten und neben ihm schlafen, wenn er sich der entsetzlichen Dinge schuldig gemacht hätte, die ihm hier vorgeworfen werden?« Weil sie schizophren war, zum Beispiel. Vielleicht auch, weil es in ihrer Familie bereits lange Zeit so gewaltsam zuging, dass ihr selbst die fürchterlichsten Dinge normal erschienen. Meine Großeltern hatten schon immer ein äußerst turbulentes Verhältnis gehabt, auch bevor sich das Gericht einschaltete. Einmal war meine Großmutter ihrem Mann mit einem Gewehr hinterhergerannt – in der Absicht, ihn zu töten. Ihr Sohn, der noch ein Junge war, hatte sich ihr in den Weg gestellt. »Wenn du das Arschloch beschützen willst, erschieße ich dich gleich mit«, hatte sie ihm erklärt.

Vielleicht war dieses Umfeld schuld daran, dass meine Großmutter die Relationen verlor, und vielleicht war sie deshalb in der Lage, ihrem Ehemann wegen eines belanglosen Streits mit einer Schusswaffe zu drohen und andererseits die Nacht vor dem Prozess wegen Missbrauchs der eigenen Tochter mit ihm in einem Hotelzimmer zu verbringen.

Die ganze Welt war gegen Velmyra Estel. So musste es ihr in dem Gerichtssaal jedenfalls vorgekommen sein. Abgesehen von ihrem Anwalt hielt niemand zu ihr. Sie musste sich so klein gefühlt haben, so ungeheuerlich bedeutungslos. Leute traten in den Zeugenstand und sagten gegen meine Mutter aus, bezeichneten sie vor Gericht als Lügnerin. Das Urteil fiel nicht zu ihren Gunsten aus, und ihr Anwalt gab ihr den besten Rat, den er ihr dort an Ort und Stelle geben konnte: Heirate, zieh aus und lass das alles hinter dir. Velmyra Estel, meine Mutter, verließ den Gerichtssaal, zog zu Tante Jannie und wartete, bis endlich ein Mann auftauchte, mit dem sie eine eigene Familie gründen konnte. Lange musste sie nicht warten. Als sie fünfzehn Jahre alt war, heiratete Velmyra Estel einen Mann namens Homer Ditto. Mit vierundzwanzig hatte sie bereits drei Kinder von Homer, aber keinen Homer mehr. Die Trennung verlief äußerst friedlich – Homer verschwand keineswegs von der Bildfläche, sondern wollte seinen Kindern als Vater erhalten bleiben. Meine Mutter suchte sich einen anderen Mann, doch auch er blieb nicht lange – gerade lange genug, dass sie ein weiteres Baby bekam. Nummer vier, mich, Mary Beth Ditto. Sie ließ mich in dem Glauben, Homer sei mein leiblicher Vater. Wenig später war er wieder im Spiel und hatte nichts dagegen, mich aufzunehmen. Wahrscheinlich wäre es viel zu traurig und anstrengend gewesen, mir die Wahrheit zu sagen. Ich war noch ein Kind und Homer der einzige Vater, den ich je hatte. Er gab mir seinen Namen und so wurde ich Beth Ditto. Die meisten Leute denken, das sei ein Punkname, den ich mir ausgedacht habe, als ich anfing, in Bands zu singen, aber er ist echt und auch in meiner Geburtsurkunde eingetragen. Mary Beth Ditto, geboren am 19. Februar, Tochter von Velmyra und Homer.



208 Seiten,
Gebunden mit Schutzumschlag

€ 16,99 [D] / € 17,50 [A] / CHF 24,50 (UVP)

ISBN 978-3-453-26675-9

Aus dem Amerikanischen von Conny Lösch
Bereits erschienen

www.bethditto.gossipyouth.com

Der Berni Mayer. Der war mal Musikredakteur. Ist er nicht mehr. Dafür schreibt er jetzt Bücher. Über zwei Musikredakteure. Die es auch nicht mehr sind. Jetzt versuchen sie sich als Detektive. Was gar nicht so einfach ist. Im ersten Fall (*Mandels Büro*) waren sie auf der Spur des Mörders eines Berliner Rockstars. Und in *Black Mandel*, ihrem Debüt bei Heyne Hardcore, verschlägt es sie nach Norwegen. Dem Land des Regens und der grotesken Fischgerichte. Diesmal sind sie auf der Suche nach einem verschwundenen Black-Metal-Sänger. Ach ja, der Berni Mayer spielt auch in einer Metal-Band, den Gebruder Grim. So schließt sich der Kreis. Hier schreibt er über eine weitere interessante Querverbindung.

BLACK DYLAN

© Alex Fuchs

Black Metal und Bob Dylan haben viel gemeinsam.

Mit dieser These will ich gar niemanden hinterm Musikkritiker-Kamineck hervorprovozieren, aber es ist mir beim Schreiben der letzten beiden Bücher aufgefallen. Schauen wir uns den Vergleich spaßeshalber doch mal an.

Bob Dylan war zu seiner Anfangszeit ein sogenannter Protestsänger. Er schrieb und sang, weil ihm etwas an der Gesellschaft stank. Anfang der Sechziger engagierte er sich mit seiner Musik für die Bürgerrechtsbewegung. Black Metal – und wir reden hier vom mythenbildenden norwegischen Black Metal der Neunziger – stank ebenfalls so einiges an der Gesellschaft. Seine Bewegung hatte auch etwas mit Bürgerrechten zu tun, sie richtete sich gegen die konfessionelle und traditionelle Bevormundung durch die Staatskirche.

Bob Dylan ist freilich nicht anti-religiös, ganz im Gegenteil, er hat eine dezidierte Vorstellung von göttlicher Gerechtigkeit, aber mit seinen bis heute wiederkehrenden Bibelmotiven proklamiert er eine sehr graswurzelartige, traditionalistische Spiritualität. Die Black-Metaller mögen Anti-Katholiken sein und das Christentum zur Hölle wünschen, aber auch sie liefern mit Naturglauben und der Bewahrung heidnisch-urnordischer Traditionen eine Alternative zur zugrunde geheuchelten Staatsreligion.

Bob Dylan macht aus einer musikalischen Untertreibung eine Kunstform. Er nölt und ächzt sich durch seine Folksongs, die Produktion spielt kaum keine Rolle, es geht primär um die Stimmung, die Atmosphäre. Der Black Metal zelebriert das ganz ähnlich. Sein Statement ist die Lo-Fi-Produktion, das hässliche Geschrei, die repetitiven Gitarren und die brutale Monotonie der meisten Stücke. Atmosphäre über Songwriting ist sein Credo.

Der frühe Bob Dylan und der norwegische Black Metal sind Jugendbewegung und Protestmusik, bei der es den Protagonisten aber schon auch darum geht, cool auszusehen. Dylan der Dandy und die bleichen Spukgestalten mit der Leichenschminke, die am Fjord herumstehen wie bestellt und nicht abgeholt – jeder will auf seine Art wirken. Natürlich hat Bob Dylan weder Leute umgebracht noch Kirchen angezündet, und von einer aggressiv-rechtsgerichteten Weltanschauung ist er so weit weg wie McCarthy vom Kommunismus, aber die gemeinsame Basis lässt sich nicht ganz leugnen.

Das findet auch der Musikjournalist gone Privatdetektiv Max Mandel in seinem zweiten Fall *Black Mandel*, und das erklärt vielleicht seine Faszination für das Sujet, und warum er sich bis zuletzt so tief in die Blödheiten einer extremistisch angehauchten Nachwuchs-Black-Metal-Kapelle hineinziehen lässt. Sein Partner Sigi Singer erliegt nur anfangs und nur ästhetisch dem Gesamtkunstwerk Black Metal, diesem avantgardistischen Wutanfall, aber dann erkennt er sehr schnell, dass sich auch hinter dieser Rebellion schneller der Selbstzweck hervorschält, als man »Es brennt« schreien kann.

Vielleich ist *Black Mandel* auch eine Art Anti-Reiseführer für Bergen in Norwegen geworden. Als ich eines Abends dort im Garage bei einem unfassbar teuren Bier sitze, mit einer krakenartigen Erkältung am Hals, und es seit Tagen regnet, bekomme ich auch langsam das Gefühl, mich wehren zu müssen. Dabei bin ich erst ein paar Tage hier. Und obwohl die Leute unglaublich freundlich sind, jedes Haus und jeder Park in bestem Zustand ist, und das Gesamt-Landes-Design dem Auge schmeichelt, spüre ich doch eine gewaltige Enge, hier in dem bedrückenden Wohlstand, eingezwickt zwischen Bergen und Meer. Ich kann mir schon vorstellen, dass man irgendwann auf den Tisch hauen möchte, einfach nur so, das genaue Motiv überlegt man sich dann hinterher. Doch Gott sei Dank ist die Welt und Norwegen in der Überzahl nicht mit Arschlöchern bevölkert, sodass Brandstiftungen und Amokläufe die Ausnahme bleiben. Die meisten machen's dann doch wie ich an dem Abend im Garage: Sie unterhalten sich mit einem hübschen Mädchen, trinken noch ein paar Bier zu viel, gehen auf ein Konzert und hören zum Einschlafen noch ein bisschen den alten Bob Dylan.

www.burnster.com • www.gebrudergrim.com

© Barbara Mayer

384 Seiten, Klappenbroschur
€ 8,99 [D] / € 9,30 [A] / CHF 13,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-40952-1
Bereits erschienen

IST JOAQUIN »EL CHAPO« GUZMAN LOERA WIRKLICH DER MEISTGESUCHTE MANN DER WELT?

El Chapo ist der mächtigste Drogenbaron der Welt und zugleich Schlüsselfigur im mexikanischen Drogenkrieg. In seinem packenden Enthüllungsbuch beschreibt der *Newsweek*-Journalist Malcolm Beith den Werdegang eines Kriminellen mit vielen Gesichtern sowie die Machenschaften der großen Kartelle. Ein brisantes Meisterwerk, denn Chapo ist immer noch auf der Flucht.

von Malcom Beith

Seit dem Tod Osama bin Ladens taucht der legendäre mexikanische Drogenbaron El Chapo wieder verstärkt in den Nachrichten auf: Angeblich hat das Pentagon sogar Pläne, ihn durch ein Spezialkommando (die Navy Seals) ausschalten zu lassen.

Tatsächlich ist Chapo nur ein weiterer, wenn auch sehr faszinierender und unglaublich mächtiger Drogenbaron. Mein Interesse an ihm wurde geweckt, als ich 2007 nach Mexiko zog. Damals hatten ihn alle bereits abgeschrieben – die mexikanischen Medien, die Behörden und die Bevölkerung glaubten, dass Chapos Tage gezählt waren, dass er es nicht mit seinen Rivalen aufnehmen könne.

Trotzdem beschäftigte ich mich mit seiner Vergangenheit und kam zu der Einsicht, dass sich diese Voraussagen wohl als falsch herausstellen würden. Chapo hatte noch jeden Angriff überlebt und war jedem Versuch, ihn dingfest zu machen, entgangen (tatsächlich saß er von 1993 und 2001 im Gefängnis, konnte aber entkommen). Er war immer im richtigen Augenblick Bündnisse mit seinen Rivalen eingegangen oder hatte ihnen den Krieg erklärt. In diesem Geschäft ist Timing alles, und Chapos Timing war perfekt.

Chapo hatte sogar Pablo Escobar überlebt. Im Gegensatz zu seinem kolumbianischen Pendant lernte er aus den Fehlern früherer Drogenbarone: Bleib unter dem Radar, sei nicht zu gierig, fordere dein Glück nicht heraus. Geschäft ist Geschäft.

Meine Reise führte mich nach Badiraguato in den Hügeln der Sierra Madre des Bundesstaates Sinaloa. Dort, an seinem Geburtsort, wollte ich mehr über ihn herausfinden. Mir war klar, dass ich ihn wohl kaum persönlich treffen würde – seine Leute würden keinesfalls einen ausländischen Reporter in die Berge führen, in denen er sich Gerüchten zufolge versteckte. Immerhin konnte ich mit den Einheimischen reden, und nicht nur mehr über die Gegend, sondern auch über den Drogenhandel und die Methoden in Erfahrung bringen, mit der die Armee die Provinz angeblich befriedet hat.

Dabei weiß jeder, dass Chapo in Sinaloa für Ruhe und Ordnung sorgt. Wenn er befiehlt, dass die Gewalt ein Ende haben soll, dann geschieht es auch.

Sinaloa ist ein interessanter Winkel der Erde. Im 19. Jahrhundert machten hier die Mexikaner zum ersten Mal mit dem von chinesischen Einwanderern importierten Opium Bekanntschaft. In diesem Bundesstaat wird ein Großteil des Opiums, Marihuanas und Methamphetamins produziert, das in den Vereinigten Staaten konsumiert wird. Im Hügelland von Sinaloa sind schätzungsweise neunzig Prozent der Bevölkerung am Drogengeschäft beteiligt. Die Väter arbeiten auf den Plantagen, die Söhne kratzen das Rohopium aus den Samenkapseln der Pflanzen, die Mütter und Töchter kochen und halten nach Soldaten Ausschau. Auch die Drogenbarone sind alle miteinander verwandt – jeder wichtige Drogenbaron, der in den letzten Jahren verhaftet wurde, stammt aus Sinaloa. Und obwohl sie sich untereinander bekämpfen, halten sie sich an eine einfache Grundregel: In Sinaloa selbst darf kein Blut vergossen werden.

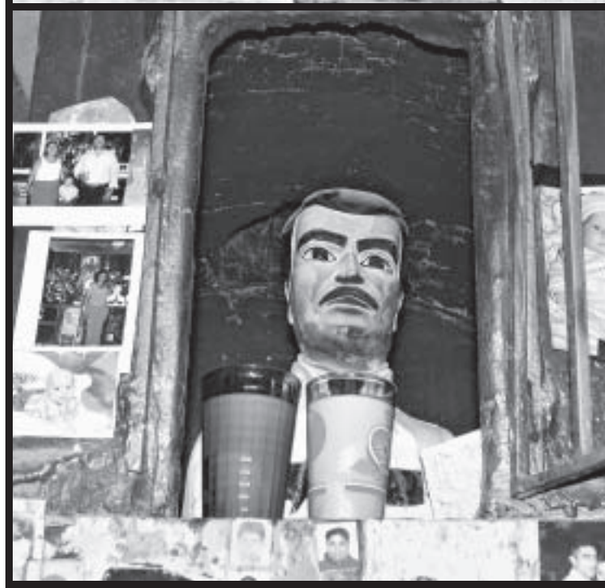
Diese Regel wird natürlich gelegentlich gebrochen, aber im Großen und Ganzen hält sich die mexikanische Mafia an diese Prinzipien wie an einen ungeschriebenen Ehrenkodex.

Auch Chapo spielt nach diesen Regeln, doch er spielt besser als die anderen. Er ist ehrgeiziger, blutrünstiger und berechnender.

Chapo freut sich nach wie vor des Lebens. Angeblich ist die Schar seiner Unterstützer geschrumpft. Dank eines korrupten Netzwerks jedoch, das die Polizei, das Militär und sogar den Obersten Gerichtshof Mexikos umfasst, ist Chapo nach wie vor der mächtigste Drogenhändler der Welt, seine Organisation, das Sinaloa-Kartell, ist der einflussreichste Drogenschmuggelring auf Erden. Seine Drogen wurden in Großbritannien, Australien und in den entlegensten Winkeln des Planeten beschlagnahmt. Drogenkuriere, die mutmaßlich für das Sinaloa-Kartell arbeiten, wurden in Kairo, Malaysia und Westafrika verhaftet. Der lange Arm des Kartells scheint praktisch überallhin zu reichen.

Seit Präsident Felipe Calderon im Jahre 2006 den Krieg gegen die Drogen und die organisierte Kriminalität ausgerufen hat, starben allein in Mexiko über 50.000 Menschen. Chapos Herrschaft wird andauern, solange die Europäer und Amerikaner weiter Kokain, Marihuana und Methamphetamin konsumieren, und immer mehr Blut wird fließen.

Aus dem Englischen von Kristof Kurz



352 Seiten, Broschur

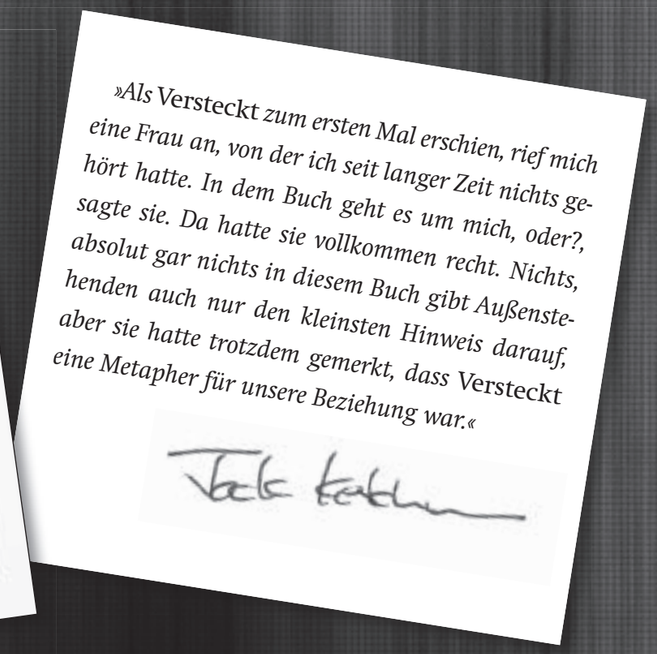
€ 9,99 [D] / € 10,30 [A] / CHF 14,90 (UVP)

ISBN 978-3-453-67641-1

Aus dem Englischen von Simone Salitter und Gunter Blank
Juli 2013

www.malcombeith.com

© Claudio Sforza



»Als Versteckt zum ersten Mal erschien, rief mich eine Frau an, von der ich seit langer Zeit nichts gehört hatte. In dem Buch geht es um mich, oder?, sagte sie. Da hatte sie vollkommen recht. Nichts, absolut gar nichts in diesem Buch gibt Außenstehenden auch nur den kleinsten Hinweis darauf, aber sie hatte trotzdem gemerkt, dass Versteckt eine Metapher für unsere Beziehung war.«

ERINNERUNG AN EIN GEFÄHRLICHES LEBEN

Jack Ketchums Roman *Versteckt* spielt in einer verschlafenen Kleinstadt in Amerika. Vier Jugendliche streifen auf der verzweifelten Suche nach einem Adrenalinkick durch den Ort. Sie ersinnen ein gefährliches Spiel – mit grausamen Folgen.
Meisterhafter psychologischer Horror, dafür ist Ketchum bekannt. Was den Lesern bei der Lektüre verborgen bleibt: *Versteckt* ist gleichzeitig eines seiner persönlichsten Bücher.

Die erste große Liebe meines Lebens war auf Speed. Sie war süchtig nach Crystal Meth.

1967 ist schon lange her, daher erinnere ich mich auch nicht mehr genau, wie ich sie kennenlernte. Sie studierte am Emerson College in Boston – als sie anfing, sich das Zeug zu spritzen, war sie im zweiten Semester, ich im dritten. Irgendwie bin ich ihr da wohl über den Weg gelaufen, aber die genaueren Umstände habe ich vergessen.

(...)

Sie ging ins Badezimmer, und heraus kam eine andere Version von ihr. Auf einmal war sie bestens gelaunt und guter Dinge, obwohl sie nur Augenblicke vorher zu Tode betrübt über das schwierige Verhältnis zu ihrem Vater damals in New Jersey gesprochen hatte, über den Ärger, den sie kriegen würde, wenn ihre Eltern herausbekamen, dass sie das College abgebrochen oder mit ihrem Ex-Freund Schluss gemacht hatte und so weiter. Jetzt ging sie so zielstrebig durchs Apartment, als hätte sie nur eine einzige Aufgabe, und das war ausgerechnet Putzen. Sie wischte jede Oberfläche in der Wohnung immer und immer wieder ab, fummelte am Plattenspieler herum und redete über die Songtexte der Beatles oder von Donovan. Sie zog Bücher aus ihrem Regal, um dies oder jenes nachzuschlagen oder las mir Gedichte von Rilke oder Baudelaire oder Rimbaud vor. Oft ging das die ganze Nacht und bis früh in den Morgen so.

Als sie mir schließlich die Quelle dieser Energie verriet, war ich nicht besonders überrascht. Ich hatte mir auch gelegentlich ein Dexedrin eingeworfen, um eine Seminararbeit fertig zu schreiben, und einmal hatte ich sogar eine Black Beauty versucht. Das Problem war, dass sie das Zeug spritzte. Vor der Nadel hatte ich Angst. Was, wenn sie eine Überdosis nahm? Oder eine kleine Luftblase in der Spritze in ihrem Hirn explodierte?

Jedes Mal, wenn sie ins Badezimmer ging, hatte ich Angst, sie nie wiederzusehen.

Jedenfalls nicht lebendig.

Um einigermaßen mit ihr mithalten zu können, fing ich an, das Zeug zu schnupfen. Unter der Woche hielt ich mich streng an den Stundenplan, doch am Wochenende schliefen wir überhaupt nicht mehr. Nach zwei durchwachten Tagen und Nächten, in denen wir nichts als Orangensaft für den Vitamin-C-Bedarf zu uns nahmen, war es verdammt hart, wieder runterzukommen.

(...)

Es gibt da ein Sprichwort, vielleicht ist es auch ein Zitat von William S. Burroughs: Es gibt alte Junkies, aber keine alten Speed-Freaks.

Das hatte ich oft gehört.

(...)

Ich rief ihre Schwester an und erzählte ihr alles.

Sag es deinen Eltern, sagte ich. Sie sollen deine Schwester abholen. Ich glaube, sie stirbt.

Dieser Anruf war nicht leicht, denn er beendete auch unsere Beziehung. Jen würde mir diesen Anruf niemals verzeihen. Wie auch? Ich hatte ihr größtes Geheimnis verraten, schonungslos ihre tiefste Wunde offengelegt. Ich stürzte nicht nur sie, sondern auch ihre Familie in eine Welt des Schmerzes.

(...)

Die Therapie bewirkte langsam und mühselig Wunder. Jen heiratete, bekam ein Kind. Ließ sich scheiden, heiratete wieder.

Als ich das letzte Mal von ihr hörte, wirkte sie glücklich. Wir blieben seltsamerweise all die Jahre über in Verbindung. Ab und zu rief ich sie an. Nicht an ihrem Geburtstag oder an Feiertagen, sondern einfach so. Sie sagte mir immer, dass es richtig unheimlich wäre, weil ich genau dann anrief, wenn sie depressiv oder schlecht gelaunt sei. Als ob ich über weite Entfernungen spüren könnte, dass sie mit mir und nur mit mir reden wollte, und dass sie unsere Gespräche trösteten.

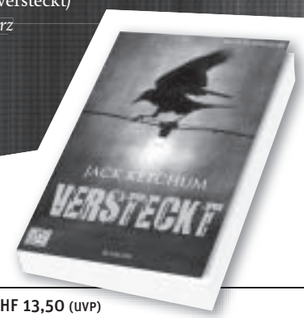
Der Kontakt brach vor Jahren ab. Ich weiß nicht, wo sie jetzt ist. Wir haben keine gemeinsamen Freunde, die ich fragen könnte.

Jen, wo immer du auch bist – ich hoffe, es geht dir gut. Bitte verzeih mir diese grobe Skizze von dir. Ich weiß, sie wird dir nicht gerecht.

Ich vermisse weder, dass du mit deinem Leben gespielt hast noch die Risiken, die wir eingingen. Aber man vermisst immer die, die man geliebt hat. Das ist so, ob sie nun tot sind oder lebendig, ob sie glücklich sind oder traurig. Das liegt in der menschlichen Natur und wird erst enden, wenn auch das Leben zu Ende geht.

Und vielleicht, mit etwas Glück, lebt es auch darüber hinaus noch fort – in den Zeilen eines dünnen Buches.

(Auszüge aus Erinnerung an ein gefährliches Leben, *in Jack Ketchum:* Versteckt*)*
Aus dem Amerikanischen von Kristof Kurz



272 Seiten, Broschur
€ 8,99 [D] / € 9,30 [A] / CHF 13,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-67616-9
Aus dem Amerikanischen von Kristof Kurz
Juni 2013

www.jackketchum.net

»DEN FILM FAND ICH ZIEMLICH BESCHISSEN, ABER DER FETTE TYP WAR ECHT WITZIG.«

Der Filmemacher John Waters, einer der Gottväter des amerikanischen Underground- und Independent-Kinos, äußerte vor vielen Jahren die plausible These: »Wenn man es sich überlegt, ist es einfacher, berühmt zu werden, als eine Arbeitsstelle zu bekommen.« Im Leben und Werk des 1970 in New Jersey geborenen Regisseurs, Produzenten, Drehbuchschreibers, Schauspielers, Stand-up-Comedians, Comicszenaristen, Comicladeninhabers, Buchautors, Internetradio-Moderators sowie Bart- und Bauchträgers Kevin Patrick Smith verpufft der dieser Weisheit zugrundeliegende Gegensatz in einer bunt schillernden Wolke aus guter Laune, Leidenschaft, Dünkelferne, Aufrichtigkeit, Multitalent und Hyperaktivität. Sein Credo: »Wenn du liebst, was du tust, wird es nie einfach nur ein Job für dich sein.«

Da ist sie nämlich, die nur auf den allerersten Blick übersehbare Gemeinsamkeit von Waters und Smith – beide machen mit jeweils viel Herzblut ausschließlich das, worauf sie Bock haben, werden sogar dafür bezahlt und haben nicht zuletzt die populäre Gegenwartskunst Amerikas stärker als die meisten anderen ihrer Kulturindustriekollegen geprägt. Und berühmt wird man so nebenbei natürlich auch noch.

Der Unterschied: John Waters ist ein dünner Hering, Kevin Smith ein praller Dickmops, und sein seelentröstender Erwerbstätigkeits-Aphorismus findet sich in Smiths neuem Buch *Tough Sh*t*, das ebenso harmonisch, vielstimmig, kräftig und dabei völlig unangestrengt auf langweilig gerade Wege, Erwartungen und Schubladenaufgeräumtheit pfeift wie sein Verfasser.

Was man gerade noch einigermaßen verbindlich der literarischen Form »Autobiografie« zuschlagen kann, ist darüber hinaus Ratgeber, Essay, Bekenntnis, Tratsch, Filmtheorie, Kulturgeschichte, verschriftlichter Stand-up-Monolog und Liebeserklärung (an Smiths Ehefrau Jennifer Schwalbach, das Kino an sich, Eishockey, Donuts ...), kurz: ein breiter und immer wieder neue Kurven nehmender Strom kurzweiligsten und lehrreichsten Gequassels eines unschlagbaren Profi-Quasslers.

Denn dieser grenzenlos kreative Fettsack hat Hollywood bzw. das amerikanische Kommerz- wie Indie-Kino zu Beginn seiner Karriere mit spottbilligen, quasi minimalistischen Eigenproduktionen aufgemischt, die das Gequassel zur Kunstform erheben, kaum mehr brauchen als eine Ladentheke mit zwei unablässig labernden Typen dahinter, und so ein eigenes Genre, die Bromance, begründeten – Geschichten von (wie Smith in *Tough Sh*t* definiert) »intensiven Männerfreundschaften, die im Grunde wie eine gleichgeschlechtliche, aber geschlechtsverkehrfreie Ehe funktionieren« und in denen Sex als Laberstrom-Lieblingsthema trotzdem alles andere als zu kurz kommt.

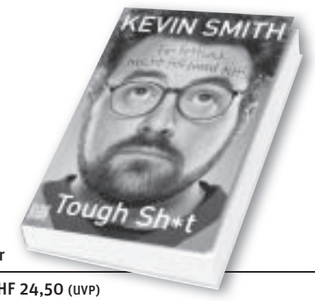
Was 1994 mit *Clerks* begann, den die Brüder Harvey und Bob Weinstein für ihre zu Recht legendäre Produktionsfirma Miramax einkauften, fand seine Fortsetzungen u.a. in *Mallrats* (1995), *Chasing Amy* (1997), *Dogma* (1999), *Clerks II* (2006) oder *Zack and Miri Make a Porno* von 2008. Doch Smith ist nicht nur Autor und Regisseur dieser Streifen, sondern schreibt sich die unter lauter Quasselstrippen bemerkenswert stumme Rolle des Silent Bob auf den runden Leib, welcher in untrennbarer Symbiose mit seinem umso redseligeren Kumpel Jay in diversen Smith-Filmen als Running Gag und Geek-Version des griechischen Chors fungiert und neben Laurel/Hardy, Batman/Robin und Calvin/Hobbes eines der ikonischen Doppel der jüngeren Popkultur bildet. Der film- und comicbegeisterte Typ aus New Jersey wird mit seinen Komödien über film- und comicbegeisterte Typen aus New Jersey zum wichtigsten »Miramaxketier« neben Quentin Tarantino, dem – so Smith – »Jesus Christus des Arthaus-Kinos«.

Miramaxketiere sind diejenigen Regisseure, mit deren Arbeiten die Weinsteins den Indie-Film ins Mainstream-Kino bringen, die Kluft zwischen Kunst und Kommerz überbrücken, eine Unmenge Kohle scheffeln und das Antlitz sowie den Kanon der Traumfabrik auf immer verändern. Smiths gänzlich uneitel, anrührend offen und dabei nie nachtretend oder indiskret erzählte Geschichte seiner eigenen Karriere ist auch die Geschichte der Ursprünge einer (womöglich letzten) großen filmkunstrevolutionären Ära, dem sogenannten New New Hollywood, und Smith verschweigt keineswegs das eher traurige Ende dieser Geschichte als früher oder später zwangsläufige Kapitulation vor der die amerikanische Unterhaltungsindustrie autokratisch und unbarmherzig regierenden Macht des Geldes.

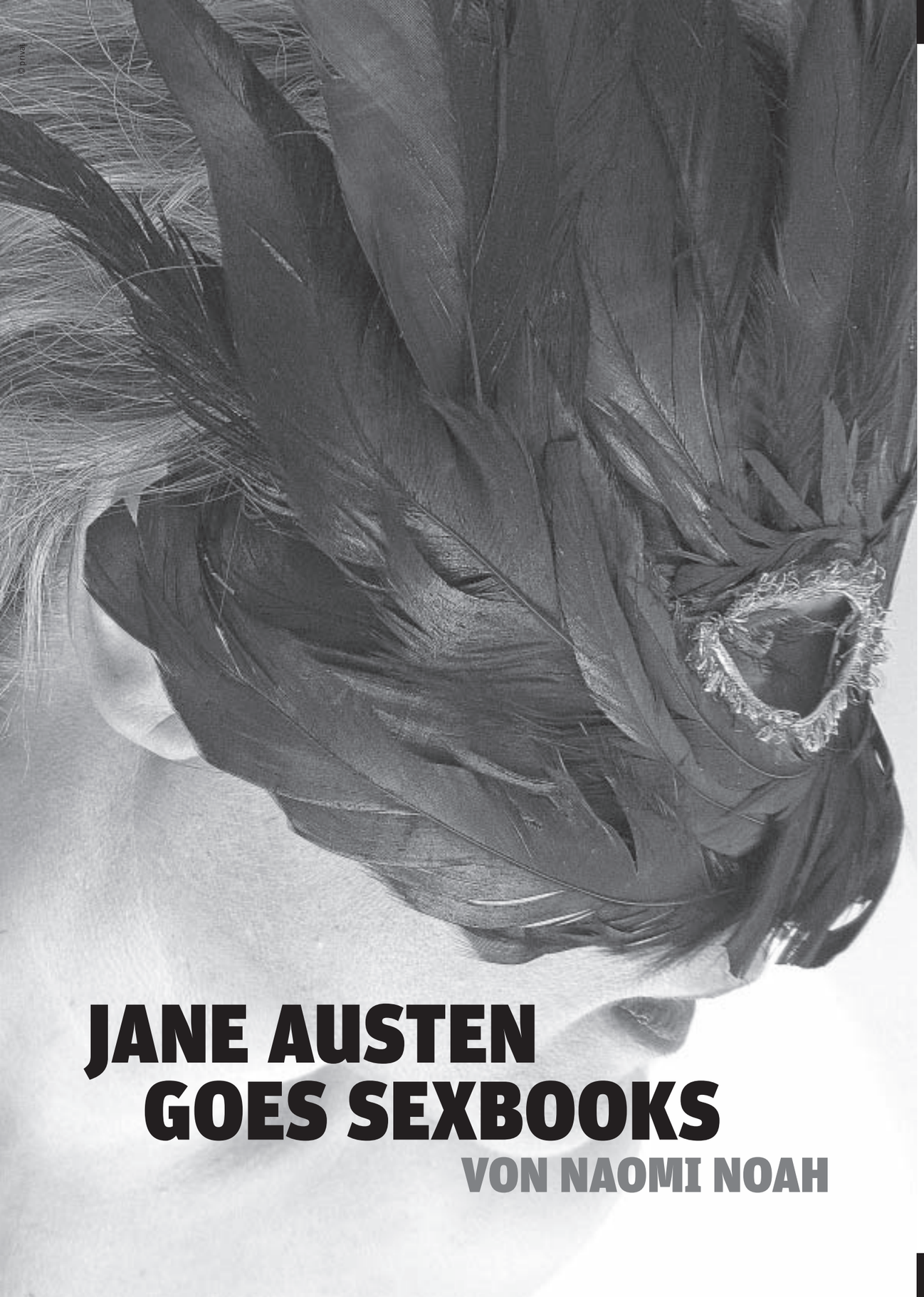
Kevin Smiths Regisseurs-Laufbahn und der sie ständig begleitende Kampf um künstlerische Freiheit ist allerdings lediglich der rote Faden in *Tough Sh*t*, hat doch der nimmermüde und immer hungrige Smith genug Würste in der Pfanne, um zahllose weitere wissenswerte, persönliche, anekdotische und saulustige Informationen auftischen zu können: Neben allem anderen liebt Kevin Smith an seiner Frau ganz besonders deren After. Auf den Führungsebenen solcher Konzerne wie Disney und Warner arbeiten nicht nur kaltherzige kapitalistische kunstferne Arschgeigen, sondern auch nette kaltherzige kapitalistische kunstferne Arschgeigen. Bruce Willis ist so ziemlich die mürrischste, zickigste, humorloseste, unprofessionellste Diva von ganz Hollywood. Smith wird als »zu fett zum Fliegen« aus einer Maschine der Fluglinie Southwest Airlines geschmissen und verwandelt das anschließende öffentliche Theater in eine leidenschaftliche Apologie des Dickseins und der Toleranz.

Und das ist noch längst nicht alles. Wer *Tough Sh*t* gelesen hat, der will sofort alle Filme von Kevin Smith (wieder) sehen, seinen Podcasts lauschen, sein Blog besuchen – und am allerliebsten in seinem Comicladen Jay and Silent Bob's Secret Stash in Red Bank, New Jersey, vorbeischauen, dem Fettsack mit einer Schachtel Donuts dafür danken, dass es ihn gibt, und den ganzen Scheiß endlich mal von ihm persönlich hören, denn: »Das Leben geht ziemlich schnell vorbei. Wenn du nicht ab und zu anhältst und dich umsiehst, könntest du es verpassen.«

Sven Eric Wehmeyer



336 Seiten, Klappenbroschur
€ 16,99 [D] / € 17,50 [A] / CHF 24,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-26854-8
Aus dem Amerikanischen von Daniel Müller
Januar 2013



© Corbis

JANE AUSTEN GOES SEXBOOKS

VON NAOMI NOAH

Erotik im Jahr 2012. Ein interessantes Thema, das die Gemüter erhitzt. Von *Bild* bis *Spex*, von Stern TV bis zu den einschlägigen Talkshows gibt es kaum jemanden, der nicht hektisch berichtet hat. Laufen jetzt alle mit Handschellen und Peitschen durch die Gegend? Unsere Hardcore-Entdeckung Naomi Noah, die mit *Unwiderstehlich* eine Sammlung origineller, sehr expliziter Geschichten vorlegt, »die direkt zwischen die Beine gehen«, hat sich ihre eigenen Gedanken zur Debatte gemacht.

Wer könnte schon von sich behaupten, gegen Liebesgeschichten immun zu sein? Wir Frauen sicher nicht, wie sonst sollte sich der Erfolg der Trilogie *Fifty Shades of Grey* erklären? Nach dem Lesen bleibt vom Hyperventilieren der Medien letztendlich vor allem der Eindruck einer klassischen American Romance. And they lived happy ever after ...

Bei *Fifty Shades* war also ein wenig Beate Uhse am Werk, aber mehr noch Jane Austen. Da hätten wir zum einen die erprobte weibliche Leidensfähigkeit, und auch die Namen der Protagonisten Grey und Steel sind nicht zufällig dem Roman *Sinn und Sinnlichkeit* entlehnt. Doch wenn man schon Jane Austen für Sexstorys bemüht, dann halte ich es eher mit *Stolz und Vorurteil.* Diese Zutaten finden sich in einigen meiner Geschichten wieder und führen zu witzigen Missverständnissen oder amüsanter Situationskomik, wirken zudem luststeigernd, und natürlich bekommen bei mir auch alle Akteure ihr gewünschtes Happy End: scharfen, schweißtreibenden Sex.

Doch, doch, auch ich hab meinen Spaß gehabt, als ich den Erotikbestseller von E. L. James gelesen habe. Sie drückt zwar mehr auf die Herzschmerztaste als auf das Lustzentrum. Ernsthaft, das bisschen Popoklatschen auf Hunderten von Seiten sitz ich doch auf einer Arschbacke ab. Es ändert aber nichts an der Tatsache, dass es ein paar echt geile Stellen in dem Buch gibt. Und den Dirty Talk über hard and soft limits finde ich ganz anregend.

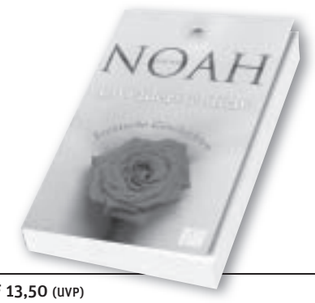
Überdies will ich keinesfalls über erfolgreiche Sexbücher lästern: Nach *Harry Potter*, *Herr der Ringe* und dem anhaltenden Hype über mehr oder minder enthaltsame Vampire fällt das grelle Rampenlicht der Weltöffentlichkeit endlich auf das Erotikgenre. Und genau da mangelt es nach wie vor an guter Lektüre. Außerdem: Was spricht dagegen, Sex mit Gefühlen zu kombinieren? Es ist ein evolutionäres Erfolgsrezept, denn was wünschen sich Frauen mehr als das? Doch höchstens noch: supergeilen Sex mit Gefühl!

Die geschlechtsspezifische Deutung von *Fifty Shades* ist allerdings so entgegengesetzt, dass man daran zweifeln möchte, wir könnten alle vom gleichen hormongesteuerten Menschenaffen abstammen. Demzufolge sind gewisse Überraschungseffekte in Bezug auf dieses literarische Phänomen programmiert:

Männer lesen die Bücher nicht, freuen sich aber ungemein darüber, dass quasi per Volksabstimmung in den Bestsellerlisten bewiesen wurde, dass Frauen ja doch auf schnellen, harten Sex stehen und sich liebend gern echten Machos unterwerfen. Nicht ohne Grund ist in Amerika der Absatz von grauen Krawatten, die dort das Cover der Originalausgabe zieren, um ein Vielfaches gestiegen.

Die Frauen lesen die Bücher und sind hocherfreut, dass die Männer diese Geschichte so toll finden. Denn schließlich geht es hier um den fleischgewordenen Mädchentraum schlechthin. Der strahlende Ritter eilt auf einem edlen Ross, hier verkörpert durch einen Luxusboliden, herbei, um die Auserwählte vor dem schnöden Durchschnittsleben zu erretten.

So ausgestattet mit dem Irrglauben zu wissen, was das Gegenüber will, treffen die Kontrahenten dann im realen Leben beim Schaukampf aufeinander. Horden romantisch stimulierter Frauen überrennen die Massen brünstiger Männer, die zwar nicht wie jener Christian Grey über einen eigenen Learjet verfügen, sich das aber ganz gut vorstellen könnten.



256 Seiten, Broschur

€ 8,99 [D] / € 9,30 [A] / CHF 13,50 (UVP)

ISBN 978-3-453-67651-0

Mai 2013

© Erik Weiss

DAS GEBOT DER RACHE

John Niven

ist so etwas wie das Aushängeschild von Heyne Hardcore. Hart, originell, intelligent, explizit, kompromisslos. Und sehr witzig! So kennt man ihn von *Kill your Friends*, *Coma* **oder** *Gott bewahre*. **Jetzt hat er einen Roman geschrieben, bei dem man sich das Lachen gleich abschminken sollte. Es gibt nämlich nichts zu lachen in dieser Geschichte. Niven hat einen beinharten Rachethriller vorgelegt. Warum und weshalb, das erklärt der Meister höchstselbst.**

Was hat mich bewegt, einen Thriller zu schreiben? Einen waschechten Thriller, ganz ohne Lacher, und das nach drei Romanen, die man wohl allesamt im weitesten Sinne als schwarzhumorige Satiren bezeichnen könnte?

Nun, zum einen verfolgt mich der Grundgedanke für diese Geschichte schon, seit er mir vor ein paar Jahren in den Kopf kam — und jeder Schriftsteller wird Ihnen bestätigen, dass einem wirklich gute, sich derart hartnäckig ins Gedächtnis rufende Ideen nicht alle Tage einfallen. Zum anderen war mir vom ersten Augenblick an klar, dass diese Idee von ihrem Wesen her nicht fürs Komödienfach taugt. Der Inhalt einer Idee sollte die Form vorgeben, und es war von Anfang an klar, dass *Das Gebot der Rache* ein durch und durch düsteres, beklemmendes Werk werden würde. Ein weiterer Grund dafür, mich an einem Thriller zu versuchen, mag schlichte schriftstellerische Hybris gewesen sein: Die meisten der von mir verehrten Autoren haben sich in unterschiedlichen Genres versucht. Warum sollte ich das also nicht auch können?

Die Initialzündung für das Buch lieferte ein Online-Artikel über Denise Bulger, der Mutter von James Bulger, einem britischen Kleinkind, das von zwei zehnjährigen Jungen namens John Venables und Robert Thompson unter schrecklichen Umständen entführt und ermordet wurde.

Der Fall bestimmte damals, Mitte der Neunziger, sämtliche Schlagzeilen, und als man Thompson und Venables zu Haftstrafen verurteilte, die mit Erreichen ihrer Volljährigkeit ausgesetzt wurden, erregte das die britische Öffentlichkeit aufs Äußerste. In diesem Artikel stieß ich auf ein mir bis dahin unbekanntes Detail.

Dort hieß es, dass Denise Bulger ein paar Jahre nach der Entlassung der Mörder ihres Sohnes aus dem Gefängnis einen Hinweis zum Aufenthaltsort Thompsons erhielt, der inzwischen unter einer neuen Identität lebte.

Sie ging der Spur nach und machte ihn schließlich ausfindig. Als sie ihn aber auf der Straße sah, war sie — in ihren eigenen Worten — »vor lauter Hass so paralysiert«, dass sie unfähig war, etwas zu tun. Das löste bei mir meinen ganz eigenen »Was wäre, wenn?«-Moment aus. Was wäre, wenn die Mutter eines getöteten Jungen viele Jahre nach der Tat den Mörder ihres Sohnes aufspüren würde? Allerdings wäre diese Frau durchaus imstande — körperlich und geistig — ihre Rache auszuführen.

Das war der Ausgangspunkt meiner Geschichte, und von da an entwickelte sie sich beständig weiter, wobei sie mit der Zeit einige schwierige und unbequeme Fragen zum Konzept der Rache aufwarf.

Etwa zum moralischen Aspekt. Der Möglichkeit, dass Menschen sich ändern, sich rehabilitieren. Dazu, wie weit Erwachsene für Taten verantwortlich gemacht werden können, die sie als Kinder begangen haben. Wenn man wie ich selbst Kinder hat, dann spielt man von Zeit zu Zeit — in der Regel, wenn man etwas Schreckliches in der Zeitung gelesen hat — mit dem Gedanken, zu was man wohl in der Lage wäre, sollte ihnen jemals jemand Gewalt antun. Sich selbst in Denise Bulgers Situation zu versetzen, hieß, den Kopf in einen Windkanal aus Hass und Trauer zu stecken. Natürlich sind Eltern genauso befähigt zu erforschen, welche Gefühle man dem eigenen Kind entgegenbringen würde, sollten irgendwelche fürchterlichen Umstände und äußeren Einflüsse dazu führen, dass es sich einer wirklich entsetzlichen Tat mitschuldig machte. Wie würde man sich wünschen, dass mit ihm umgegangen wird? Ganz sicher will kein Vater, keine Mutter das eigene Kind, egal wie unerhört sein Vergehen auch gewesen sein mag, dem Mob ausgeliefert sehen. (So, wie ein Großteil der britischen Boulevardpresse es in den Neunzigern für Venables und Thompson forderte.)

Ich war erleichtert und hocherfreut, als eines der ersten Statements, die ich zu *Das Gebot der Rache* erhielt, von Irvine Welsh kam, auch er ein schottischer Autor, dessen Arbeit ich noch dazu — eigentlich unnötig zu erwähnen — unerhört schätze. »Die besten Bücher in diesem Genre nehmen den Leser mit auf eine emotionale Achterbahnfahrt«, schrieb Irvine. »Aber die allerbesten, so wie dieses, schicken ihn auch noch durch ein moralisches Minenfeld.«

Es war ziemlich genau dieses Gefühl, zwischen wechselnden Sympathien hin und her gerissen zu sein, sich auf moralischem Treibsand zu bewegen, das ich mir erhofft hatte, in den Seiten dieses Buches einzufangen.

Und ich wünsche mir, dass auch Sie etwas davon empfinden.

John Niven, Oktober 2012
Aus dem Englischen
von Stephan Glietsch

320 Seiten, Hardcover
€ 19,99 [D] / € 20,60 [A] / CHF 28,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-67584-1
Aus dem Englischen von Stephan Glietsch
Januar 2013

© Markus Naegele

DER GITARRERO RY COODER: AM WORTSCHATZ

von Franz Dobler

Musiker, die Bücher schreiben. Jaja, die denken auch, sie könnten alles. Wann kommt eigentlich Bonos großer Gedichtband? Nun, es gibt schöne Ausnahmen. Zuletzt erschien bei Heyne Hardcore von Simone Felice das großartige *Black Jesus*, **das jeder lesen sollte, der Denis Johnson liebt. Und jetzt hat auch Ry Cooder in die Tasten gehauen.** *In den Straßen von Los Angeles* **ist eine Sammlung zusammenhängender, sich überlappender Noir-Geschichten, die jeden Fan von James Ellroy oder Jim Thompson begeistern sollten. Und der gute Franz Dobler hat nicht nur famos übersetzt, sondern hier auch seine eigene Story zum Buch.**

Ohne den Leser hier mit intimen Details überfordern zu wollen: Als ich 1986 meine Frau heiratete, brachte sie noch etwas mit in die Ehe, für das ich ihr bis heute sehr dankbar bin, zwei Platten des mir damals unbekannten Gitarristen Ry Cooder. Was mich schon damals beschämt eingestehen ließ, dass ich beim Film *Paris, Texas* wohl mehr auf Nastassja Kinski als auf den Schöpfer der Filmmusik geachtet hatte. Aber wer von euch Bibelkennern wirft jetzt 'nen Stein?

Als ich dann 25 Jahre später mit Patrick Niemeyer bei einem Kaffee am Münchner Hauptbahnhof saß, hatte ich ein paar Cooder-Platten mehr; falls jemand mehr hat, kann das nur Niemeyer sein. Wir palaverten in der Sonne so rum und ließen Gott einen guten Mann sein, als er plötzlich eine Information preisgab, die mich und den Tisch umhaute.

»Das ist ja ein verdammter Hammer!«, schrie ich.

Wir waren uns sofort einig, dass Cooders Los Angeles Stories (die zu diesem Zeitpunkt noch nicht mal im Original erschienen waren) auch bei uns veröffentlicht werden mussten, auf Biegen und Brechen und im Angesicht der Papierbuchkrise sowieso. Basta! Wir gaben uns die Hand drauf, jeden Hebel, den wir kannten, in Bewegung zu setzen. Und es kam genau so, wie wir es uns in diesen Minuten gewünscht hatten, und es war, bis hin zu dieser Hardcore-Ausgabe, eine Aktion unter Freunden.

»Ziemlich bescheuert, sich sofort so weit aus dem Fenster zu lehnen, ohne das Ding gelesen zu haben!«, hätte man damals zu uns sagen können, »warum bitte soll ein 63 Jahre alter Mann, der 50 Alben eingespielt und produziert hat, ein gutes Buch schreiben, das nicht mal seine Autobiografie ist und keine wilden Details seiner frühen Jahre mit Cpt. Beefheart oder den Stones und keine schönen Fotos von seinen Kuba-Abenteuern mit dem Buena Vista Social Club auffährt?!«

Aber allein die Tatsache, dass Cooders Erzählungen in Lawrence Ferlinghettis legendärem Verlag City Lights erschienen, war ein Dutzend Beweise für Qualität. Und Ry Cooder selbst hat dazu diese Anekdote: Es war Bob Dylan, der ihm klarmachte, er müsse sich mehr ums Merchandising kümmern, und ihn überredete, seine Stories selber drucken zu lassen und bei Konzerten zu verkaufen. Tja, das Ergebnis sei Pfusch und die Einnahmen null gewesen. Jedoch: City Lights trat in die Tür und bat, das Buch jetzt mal richtig verlegen zu dürfen.

Und nicht irgendwo, sondern in der Noir-Serie. Bei den dunklen Krimis. Die viel weniger Hoffnung enthalten als die Stories von Ry Cooder. Die allerdings alle auch von Verbrechen und Mord erzählen – viel mehr jedoch von taffen Damen, Arbeitslosen, diskriminierten Mexikanern, Gangstern, Transvestiten, Glücksrittern und Spinnern im L.A. der Vierziger- und Fünfzigerjahre. Die vielen Musiker nicht zu vergessen. Und: John Lee Hooker!

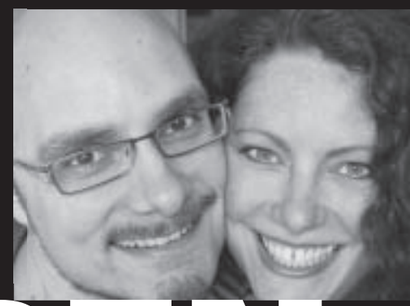
Mal ganz einfach gesagt: Es hätte mich doch etwas nachdenklich gestimmt, wenn der Mann, der den meisten Werken des großen Actionfilmers Walter Hill den Soundtrack verpasste, ein schlechtes Buch geschrieben hätte. Dass es eine Art Rückendeckung ist zu seinen neueren, im Woody Guthrie'schen Sinn gegen den reaktionären Teil der USA agitierenden Alben, hatte man erwarten können – dass es so gut ist, nicht unbedingt.

Ry Cooder selbst betrachtet sein Schreiben übrigens ohne diesen verklärten Blick, der für die meisten Autoren überlebenswichtig zu sein scheint: »It's just me fooling around, like with music in the same way. Like writing a song.«

288 Seiten, Broschur
€ 8,99 [D] / € 9,30 [A] / CHF 13,50 (UVP)
ISBN 978-3-453-40985-9
Aus dem Amerikanischen von Franz Dobler
August 2013

© Vincent Valdez

© Sylvia Witt



OLIVER USCHMANN & SYLVIA WITT

ÜBERLEBEN AUF PARTYS

Oliver Uschmann ist die Autorität in Sachen *Überleben auf Festivals*. **Wer sein geniales Survival-Buch nicht kennt, sollte dies schleunigst nachholen. Doch Uschmann ist auch furchtloser Chronist einer ganz anderen Hochkultur: nämlich der Kunst des Feierns. Ja genau, Party machen, die Sau raulassen – das, was alle tun und dem sich keiner entziehen kann: denn auch der gemütliche DVD-Abend zu Hause gerät mitunter zum Exzess. Egal ob Abifeier oder Weihnachten, Taufe oder Schützenfest, Marathon oder Grillen und Chillen: Deutschland ist die Feiernation par excellence. Zusammen mit seiner Frau Sylvia Witt, der als gebürtiger Kölnerin das Feiern per se im Blut liegt, hat er die Überlebensbibel für alle Partyfreunde und –hasser geschrieben. Lassen wir ihn selbst zu Wort kommen.**

»›Wenn Feiern ein Ausbildungsberuf wäre, hätte Deutschland eine goldene Zukunft.‹ So sprach kürzlich ein Lehrer im Rahmen einer Lesung, kratzte sich am Kinn und schaute versonnen auf die rote Tartanbahn vor dem Klassenfenster. Seine Schüler sahen verkatert aus.

›Fragen Sie mich mal, was mein Sohn für Interessen hat‹, forderte eine Buchhändlerin einen Abend später und gab die Antwort nach einer Sekunde gleich selbst: ›Nicht lesen. Nicht Fußball. Nicht mal Videospiele. Nein... er feiert. Verstehen Sie? Er feiert. Und er erzählt mir: Bei jeder zweiten Party kommt der Krankenwagen.‹

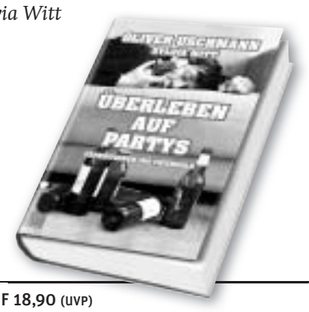
Das Land der Dichter und Denker verwandelt sich flächendeckend in das Land der Dancer und Dosenbiertrinker. Den Saufhelm auf dem Schädel und die Bauweste übergestreift, tackern Jugendliche am Wochenende durch die Dorfdiskos und Metropolenmeilen.

Aber... ist es wirklich nur die Jugend?
Nein.
Es sind wir alle.

Wir, das Partyvolk, das Land mit den meisten Biersorten der Welt und dem Talent dafür, zum Feiern stetig einen Grund aus dem Boden zu pulen. Während der Chinese mit Fleiß und Finesse die Weltherrschaft übernimmt, tanzt das Abendland heiter dem Untergang entgegen. Einfach alles wird zur Party...

Wir sind uns sicher: Deutschland braucht dieses Buch. Überzeugen Sie sich selbst!«

Oliver Uschmann und Sylvia Witt



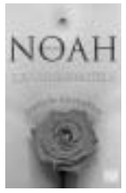
288 Seiten, Hardcover

€ 12,99 [D] / € 13,40 [A] / CHF 18,90 (UVP)

ISBN 978-3-453-26875-3

März 2013

EIN BUCH – EIN SATZ

	MARKUS NAEGELE	ANDREAS HENZE	MARKUS RÖLEKE	CLAUDIA KRAUS
	»Fight for your right to party!« Nach dem Festival-Buch geht es jetzt richtig zur Sache. Freu mich schon auf das Kapitel zum Kartoffelfest.	Survival of the Fittest for Party-Animals.	Können Deutsche Partys feiern? Sie können – und damit Sie auch wissen wie, gibt es hier die passende Anleitung!	Als Nächstes bitte den »Uschmann für jede Lebenslage«.
	Dave war die coole Socke der damaligen Folk-Szene. Und seiner Zeit mit dem Vollbart weit voraus. Coen-Brothers, jetzt seid ihr dran.	Onkel Dave erzählt. Lustig, warmherzig, wundervoll.	Ein Leben in Musik im New York, genauer im Village, der 50er und 60er Jahre – für echte Musikliebhaber.	Mit dem Buch unterm Arm durch NY, das wär's.
	Gute Sexgeschichten ohne Fremdschämen, gibt es das? O ja, Naomi Noah kann das.	Sex im Buch bleibt für mich genauso schwierig wie Sex im Film.	Das ist Porno! Muss im Regal mit dem Rücken nach hinten aufbewahrt werden, damit Mutter es beim Besuch nicht in die Finger kriegt...	Das *one fits all*-Buch für Frauen jenseits von *Shades of Grey*.
	Und es ward düster. Was für ein Roman! Wer die Lektüre unbeschadet übersteht, hat die Aufnahme in den Hardcore-Zirkel bestanden.	Das Jüngste Gericht tagt in Knockemstiff.	Wer die Sechziger in den USA so sehr liebt wie ich und keine Angst vor extremen menschlichen Abgründen hat, der ist hier gut aufgehoben.	Hart, verstörend, gut. Hab mich gewundert, dass am Ende überhaupt jemand überlebt.
	Als Max Wilde lebt Roger Smith seine finsteren Horror-Phantasien aus. Kein Wunder, dass Jack Ketchum begeistert ist.	Roger Smith hat das zweite Gesicht.	Puh! Hilfloses Teenage Girl wird zum reißenden Monster bar jeder Kontrolle: Fans von Cronins »Der Übergang« kriegen's hier noch krasser...	Niemals wieder werde ich Max Wilde-Bücher nachts lesen.
	Das richtige Statement, und ein mutiges dazu. Der Islam ist eben doch viel mehr, als sich das der RTL-Zuschauer so vor seinem Heimkino denkt.	Knight schreibt eine islamische Punk-Szene herbei, die dann auch wirklich entsteht!	Wer hätte das gedacht – Moslem-Punks in den USA, die traditionell untraditionell leben. Fuck the fundamentalists!	Puh!, aber hat was.

	MARKUS NAEGELE	ANDREAS HENZE	MARKUS RÖLEKE	CLAUDIA KRAUS
	Echter Punkrock! Widerstand gegen die Staatsgewalt und Nazischweine! Hafenstraße! St. Pauli! Pflichtlektüre!	Alternde Punks sind eine Spezies für sich: entweder man geht ans Theater oder lernt einen vierten Akkord und macht noch eine Platte.	Die deutschen Pistols, lebhaft und farbenfroh beschrieben – endlich erfahren wir mehr über SLIME!	1994, als die Band sich auflöste, war ich 10. Jetzt kann ich endlich nachlesen, was ich verpasst habe.
	Rache kann süß sein! In diesem Fall wird sie sehr bitter. Harter Psycho-Stoff von Mister Niven. Nein, lustig ist das nicht.	Der Säulenheilige des Hardcore-Pantheons zeigt seine dunkelste Seite.	Auf »Gebot der Rache« freu ich mich volle Kanne - große Sprache für heftigen Stoff	Der Meister mal ganz anders.
	Mandel und Singer verschlägt es nach Norwegen. Die PR-Einladung wird zur Mordermittlung. Ein Black-Metal-Krimi. Jawoll, ja!	Super-Mandel im Metal-Land!	Hier wird uns angst und bange: aus Black Metal wird Death Metal. Ermittler gegen Satanisten – da weiß man, warum man lieber Volksmusik hört.	Norwegen! Dabei ist es doch schon in Deutschland kalt genug.
	Endlich ist das Buch da. Und es ist großartig. Keine glamouröse Star-Memoir, sondern eine heftige Lebensgeschichte. Respekt!	Klar ist eine Autobiografie mit 31 irgendwie fragwürdig, hier geht es aber um Beth Dittos schwierige Kindheit und Jugend.	We love GOSSIP! Endlich lernen wir Beth Ditto, den Gegenentwurf zu Shakira & Co., besser kennen und verstehen. Eine echte Erscheinung!	Wer mit ihrer Musik nichts anfangen kann, hat noch lange keine Ausrede, dieses Buch nicht zu lesen.
	So unterhaltsam hat wohl noch keiner über das Film- und Entertainmentgeschäft geschrieben. Der ultimative Nerd. Bitte Lesereise!!!	*Hollywood Babylon* reloaded.	Pfui – wie grob, aber sehr skurril, diese Schilderung eines untypischen amerikanischen Lebens.	Selbstironie ist immer gut, Kevin Smith macht es vor.
	Dass der gute Gitarre spielen kann, ist schon klar. Dass er ein richtig guter Hardboiled-Krimiautor ist, war eine echte Überraschung.	Sein Alterswerk ist sowieso über jeden Zweifel erhaben und jetzt schreibt er auch noch. Großartig!	Ry Cooder ist nicht nur ein großer Gitarrist, er schreibt auch große Geschichten: in L.A. über das Leben im Los Angeles der 40er und 50er Jahre.	Der Mann der Zwischentöne. Genial!